

Das Protokoll

Wer keinmal mit derselben pennt

Die Journalistin Marianne Schmidt hat die wahre Geschichte hinter diesem Foto geschrieben, sie wurde aber nie gedruckt

Auslöser meiner Recherche war das Foto, das Tom Hesterberg von der Kommune 1 gemacht hatte und das inzwischen berühmt geworden ist. Auf dem Foto stehen sieben Leute nebeneinander, nackt, mit dem Gesicht zur Wand, und neben ihnen ein Kleinkind. Es ist das Foto, das heute zu fast jedem Artikel über die Achtundsechziger gedruckt wird, selbst wenn der Text gar nichts mit der Kommune 1 zu tun hat.

Ich war damals Anfang zwanzig und habe in Berlin studiert, aber schon als Journalistin gearbeitet und mir so das Studium verdient, und als in München eine neue Zeitschrift gegründet wurde, „Jasmin – die Zeitschrift für das Leben zu zweit“, bekam ich einen Auftrag.

Einer der Chefs der Zeitschrift war Will Tremper, vermutlich kennt man ihn eher wegen der Filme, die er als Regisseur gemacht hat, er hatte dieses Foto gesehen, und was ihn vor allem daran interessierte, das war der hinreißende Po von Dorothea Ridder. Diesen Po fand er offenbar aufregend, er wollte mehr wissen, und so schickte er mich in die Kommune 1, damit ich eine Zeit dort lebe und über die freie Liebe und das sexuelle Leben berichte.

Die Kommune 1 logierte damals in einer Nebenstraße, Ecke Kurfürstendamm, dort hatten sie eine Altbauwohnung. Ich weiß nicht, ob ich angerufen habe oder hingegangen bin. Jedenfalls sprach ich mit Dorothea Ridder, die mir sagte, sie könne das nicht allein entscheiden, sie müsse es erst mal in der Kommune besprechen, ich solle mich in den nächsten Tagen melden.

Dazu muss man wissen, dass West-Berlin zu der Zeit zumindest in Teilen der Gesellschaft eine freie, tolerante Stadt war. Es herrschte da keineswegs der Adenauer-Mief, der heute oft beschrieben wird. Es gab eine ziemlich offene erotische Szene, und seit Anfang der sechziger Jahre war es eine Art europäischer Hauptstadt für LSD. Da kamen italienische Regisseure und Schriftsteller, Elsa Morante, Alberto Moravia, Paolo Pasolini, da gab es irgendwelche Saunen in Steglitz, wo LSD-Partys gefeiert wurden, das war weit verbreitet, auch in meinem Bekanntenkreis.

Die Kommune war in West-Berlin bekannt, vor allem wegen des „Pudding-Attentats“, als sie den amerikanischen Vizepräsidenten während seines Besuches mit Puddingpulver bewerfen wollten, und wegen dieses Fotos natürlich, das beweisen sollte, dass das Private politisch sei, eigentlich aber hielt man sie eher für Politclowns und nahm sie nicht so wichtig.

Jedenfalls hieß es später, dass ich in die Kommune kommen dürfe, allerdings nur tagsüber, nicht nachts und dass mir Dorothea Ridder ein Interview gebe, aber nur gegen Honorar, weil sich die Kommune so schwer ernähre, und die Zeitschrift verdienen schließlich Geld damit. Das Honorar



Das Foto der Kommune 1 entstand im Februar 1967 nach Krawallen zum Besuch des Shah und sollte eine polizeiliche Durchsuchungsaktion darstellen. Es galt bald als das Symbol für die freie Liebe. Das war ebenfalls ein Missverständnis. Foto: Thomas Hesterberg

waren vielleicht dreihundert Mark, vielleicht fünfhundert, aber keinesfalls mehr.

Am ersten Tag wurde ich gleich für den Küchendienst eingeteilt. Ich saß mit Dorothea Ridder auf dem Boden in der Küche, in der fast nichts war, und habe Tomaten geschnitten für Salat. Das weiß ich, weil es später noch mal wichtig wurde. Die Wohnung war, soweit ich mich erinnere, sehr kahl, sehr leer, es lagen überall nur Matratzen auf dem Boden, und immer mal kamen irgendwelche Männer in die Küche und schauten misstrauisch.

Ich habe Rainer Langhans gesehen und Dieter Kunzelmann, aber die haben keine privaten Fragen beantwortet. Fritz Teufel saß damals wohl im Knast, und dann gab es noch das Ehepaar Enzensberger, Marianne und Ulrich und ihr Kind, die haben gar nicht mit mir gesprochen, weil ich da die Illustriertenschickse war. Sie verhielten sich eher feindselig. Nur Dorothea Ridder war offen. Sie erzählte, sie sei in die Kommune gegangen, weil sie ein spielförmiges Elternhaus gehabt habe, ihr Vater sei Rattengiftfabrikant gewesen. Sie studierte Soziologie oder Psychologie, glaube ich.

Am Abend bin ich nach Hause gegangen und habe nachgetragen, was ich nicht

am Tag mitgeschrieben hatte. Ich war seit kurzem von den Eltern weggezogen, ich war froh, mein eigenes Apartment zu haben und eine Intimität, die nur mit meiner Erlaubnis durchbrochen werden konnte. In der Kommune aber sollten alle Türen in der Nacht offen bleiben, auch die Toilette. Es war für mich gar keine moralische Frage, so war ich nicht erzogen, ich verstand einfach nicht, wie man so etwas wollen kann. Das interessierte mich.

Bei meinem zweiten Besuch lebte die Kommune am Stuttgarter Platz, sie war umgezogen, die neue Wohnung war etwas größer, ebenso karg, aber weniger sauber. Im größten Zimmer standen Malertische, darauf lagen stapelweise Drucke aus dem Aufklärungsbuch des Sexualforschers Wilhelm Reich. Die sollten geordnet und neu geheftet werden, und Langhans und Kunzelmann, die klar den Ton angaben, fanden, ich könne mich nützlich machen. Später sind wir mit den Büchern dann zur Freien Universität gefahren und haben sie verkauft. Das war die einzige Aktion, die ich mit ihnen gemacht habe.

Insgesamt war ich etwa eine Woche in der Kommune, aber ich habe nie gesehen, dass sie dort einander auch nur umarmt

hätten. Es war vollkommen unkörperlich, über Sex haben sie im Grunde nur diskutiert. Umso erstaunlicher ist dieses Foto, weil es etwas andeutet, das in der Kommune zu dieser Zeit nur im Kopf stattfand – soweit ich das am Tag beurteilen konnte.

Es kann sein, dass sich das änderte, als Uschi Obermaier später einzog, das weiß ich nicht, aber habe ich ja nur zwei Frauen dort gesehen, Marianne Enzensberger war verheiratet, und Dorothea Ridder hat bestritten, dass sie mit mehreren Männern Sex hat, und ich muss sagen, ich wäre auch nicht mit Herrn Kunzelmann oder Herrn Langhans ins Bett gegangen, den ich nur als verbohrt und verbiersterten Typen erlebt habe, der nichts ausstrahlte, was ich irgendwie attraktiv fand.

Die Auskunft, dass in der Kommune 1 nicht wie verrückt herumgebumst wurde, wie man damals sagte, führte bei der Redaktion zu Missverständnissen. Ich kam nach München, zeigte den Bericht von meiner Recherche, und Will Tremper sagte, das habe keine Erotik, das prickelte nicht. Die Geschichte wurde nie gedruckt. Ich habe das nicht verstanden, ich fand sie nämlich besonders toll, weil es eine andere Ge-

schichte war als die, für die man mich losgeschickt hatte und die alle erwarteten. Sie erzählte nichts von freier Liebe, sondern bloß von einer anderen Spielfähigkeit.

Anfang der siebziger Jahre, ich arbeitete inzwischen auch als Autorin für die Illustrierte „Quick“, kam ein Kollege und bat um meine Recherchen. Er schrieb eine Serie über Frauen und Terrorismus, es war die Zeit, als Ulrike Meinhof gerade untergetaucht war. Die Serie hieß „Ulrike Meinhof und ihre bösen Mädchen“, dazu fehlte ihm noch eine Figur, und die sollte Dorothea Ridder sein. Ich gab ihm die Unterlagen, aber aus den Tomaten, die sie in der Küche schnitt, machte er, dass sie Tomaten auf dem Schöneberger Wochenmarkt verkaufe, um Männer kennenzulernen. Er rückte sie in die Nähe einer Sexbessenen, also das, was ich nicht schreiben konnte und wollte. Nach dem Artikel wurde die „Quick“ verklagt, und der Autor, ein großer Charakterheld, erzählte, der Artikel basiere auf meinen Recherchen.

So kam es, dass ich als Zeugin vor Gericht auftreten musste. Der Prozess fand in Berlin statt, Anwalt von Dorothea Ridder war Hans-Christian Ströbele. Er hätte nur in meinen Recherchebericht schauen müssen, der ihm ja vorlag, und ihn mit dem vergleichen, was die „Quick“ daraus gemacht hatte, er hätte den Prozess leicht gewonnen. Stattdessen verstieg er sich darin, dass nie eine Illustriertenreporterin in der Kommune 1 gewesen sei. Er zweifelte nicht an dem Bericht, er zweifelte an mir als Quelle. Ich kann mir das nur so erklären, dass die „Quick“, die ja ein rechtes Blatt gewesen ist und gegen die Ostpolitik schrieb, in seinen Kreisen verhasst war.

Jedenfalls musste nun meine Recherche Zeile für Zeile und ohne Pause durchgegangen werden, das dauerte acht Stunden. Kunzelmann und Teufel, die zu dieser Zeit im Knast saßen, wurden herausgeholt und mir gegenübergestellt. Ich hatte inzwischen langes Haar und eine Heidenangst, dass sie mich nicht erkennen. Aber zu meinem großen Erstaunen haben sie sofort bestätigt, dass ich in der Kommune gewesen war und mit ihnen Bücher von Wilhelm Reich verkauft hatte vor der Freien Universität, und so hat Hans-Christian Ströbele den Prozess dann verloren.

Ich muss sagen, eigentlich hatte ich mir gewünscht, dass er gewinnt und die „Quick“ ordentlich zahlen muss. Es ging um 80 000 Mark damals, glaube ich, das war sehr viel Geld. Ich war sauer, was sie aus meinem Material gemacht hatte, und ich war sauer, dass deswegen ich vor Gericht aussagen musste. Aber wahrscheinlich war es genauso wie 1967, als die Geschichte nicht erscheinen konnte. Sie passte eben nicht zum Vorurteil.

Marianne Schmidt war von 1980 bis 1991 Herausgeberin der Zeitschrift „Transatlantik“. Protokolliert von Marcus Jauer.



Dror Feiler Foto AFP

Der engagierte Krachmacher

Gesundheitsgefährdend sei diese Musik und nur mit Ohrstöpseln spielbar, klagte das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Dror Feilers Komposition „Halat Hisar“, zu Deutsch „Belagerungszustand“, wurde darum von Orchestermanager Trygve Nordwall aus dem Programm genommen – was bei Feiler Empörung auslöste. „Das am unmittelbarsten hörbare Charakteristikum meiner Musik ist ihr Getöse“, bekundete er erst jüngst. Lärm im weitest möglichen Sinn war schon immer das zentrale Element im Werk des 1951 in Tel Aviv geborenen und seit 1973 in Schweden wohnhaften Komponisten.

Das dürfte auch dem BR-Symphonieorchester und seiner Leitung bekannt gewesen sein, vor doch dem Publikum schon bei zahlreichen Aufführungen von Feilers Werken, darunter etwa „The Return of the Real“ von 2002, Gehörschutz empfohlen worden. Mit Schüssen aus Maschinengewehren beginnt das zwanzig Minuten lange „Halat Hisar“, das in einem Musica-Viva-Konzert in München gespielt werden sollte. „Und das ist noch die leiseste Stelle“, begründet Nordwall seine Entscheidung. Ein Musiker habe nach der Probe des Stückes drei Stunden lang permanente Ohrgeräusche gehabt. Einige Stellen der Komposition seien zudem unspielbar gewesen. „Künstlerische Gründe“, beteuert er, habe es jedoch für die Absetzung des Stückes nicht gegeben.

Es ist nicht das erste Mal, dass Feiler mit seiner lautstarken und oft abweisenden Musik aneckt. „Wenn ich komponiere oder spiele, suche ich keine Schönheit, sondern Wahrheit“, sagte er einmal über seinen ausdifferenzierten Krach. Feiler will schockieren, aber nicht um des Schockierens willen. Stets hat er ein politisches Anliegen. Seine Stücke befassen sich mit Themen wie Krieg, Kampf, Revolution, der Rache der Armen, aber auch mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt. Widerstand sei das wichtigste Ausgangsmaterial für Musik, sagt Feiler. Und auch außerhalb der Musik ist Feilers Widerstand niemals leise. Über viele Jahre hinweg protestierte er unter anderem als Vorsitzender der Organisation „Juden für israelisch-palästinensischen Frieden“ gegen die aggressive Außenpolitik seines Geburtslandes, in dessen Armee er selbst drei Jahre lang als Fallschirmspringer gedient hat. Mit seinen Aktionen erzürnte Feiler den israelischen Botschafter in Schweden, Zvi Mazel, im Jahr 2004 sogar so sehr, dass dieser die Klanginstallation „Schneewittchen und der Wahnsinn der Wahrheit“ im Historischen Museum in Stockholm zerstörte. Ob Feiler solchen Aktionismus meinte, als er sagte, er wolle beim Zuhörer irgendeine Art von Aktion, ein Erwachen bewirken? ANNIKA MÜLLER

Auf Ehre und Gewissen: Der ewige amerikanische Nationalmythos Bob Dylan bekommt einen Pulitzerpreis

UPDATE

Bevor er groß wurde, geschah dies: Er war mit einem Plattenboss in dem New Yorker Restaurant, das dem Boxer Jack Dempsey gehörte. Der nahm ihn in Augenschein: „Du siehst zu leicht aus für ein Schwergewicht, du musst ein paar Pfund zulegen. Und dich ein bisschen besser anziehen, bisschen mehr aus dir machen.“ Der Plattenboss korrigierte: „Er ist kein Boxer, Jack, er ist ein Songwriter, und wir bringen seine Songs raus.“ Und Demp-

sey sagte: „Ach so, na, die höre ich dann ja wohl hoffentlich bald mal. Viel Glück, Junge.“ Man muss es weit gebracht haben, um sich diese Selbstronie leisten zu können, mit der Bob Dylan seine „Chronicles“ eröffnet. Der schmächtiige und, wie Dempsey also fand, auch nicht sonderlich gut gekleidete Junge hatte dann ja tatsächlich noch „viel Glück“, manche, die ihn nicht mögen, sagen: mehr Glück als Verstand.

Jedenfalls ist es nun so, dass Bob Dylan einen Pulitzerpreis bekommt. Der Nobelpreis wäre ihm vermutlich lieber gewesen, aber das kann ja noch kommen. Favorit ist er schon lange. Wenn wir sagten, Bob Dylan habe „einen“ Pulitzerpreis bekommen, dann bedeutet das, dass er nicht „den“ Pulitzerpreis bekommen hat, wie man die in

der Literatursparte vergebenen Preise gemeinhin bezeichnet. Die gingen an Junot Diaz (Belletristik) sowie Robert Hass und Philip Schultz (jeweils Lyrik). Der Historiker Saul Friedländer bekam ebenfalls einen. Mit anderen Worten: Bob Dylan ging zwar nicht direkt leer aus, aber er bekam bloß, wie vor ihm schon George Gershwin, Duke Ellington und Thelonious Monk, diesen Sonderpreis, eine sogenannte special citation. Entsprechend der üblichen Preisarithmetik kann das zweierlei bedeuten: Entweder Dylan wurde bisher mit schlechtem Gewissen immer übersehen und war nun einfach mal fällig; oder er passt da ohnehin nicht so richtig rein, und alle wissen das auch, aber man will an der New Yorker Columbia-Universität trotzdem aufge-

schlossen erscheinen und muss dann zumindest so tun, als hätten Dylans Texte etwas mit Literatur zu tun, als hätten sie irgend eine literarische Qualität. So wird denn, merkwürdig doppelt gemoppelt, Dylan für seine „lyrischen Kompositionen von außerordentlicher poetischer Ausdruckskraft“ ausgezeichnet. Vielleicht waren es auch poetische Kompositionen von außerordentlicher lyrischer Ausdruckskraft. Zum Teufel! Man hätte sich diesen schwammigen Eiertanz sparen und einfach sagen sollen, dass Dylan in Wort und Musik Bedeutendes geleistet hat.

Bei Preisverleihungen macht Dylan meistens eine komische Figur. Diese hier steht uns jetzt schon vor Augen – es wird sein fast wie damals in Jack Dempseys Res-

taurant: „He, wer ist der mickrige Kerl da? Soll mal herkommen. Na, wen haben wir denn da? Tja, du bist zwar nicht sonderlich gut angezogen und frisirt, aber das du Lieder geschrieben hast, die vielen Menschen etwas bedeuten, das haben wir inzwischen auch mitgekriegt. Also: Hier, gehört jetzt dir, dieser Preis.“

Vielleicht hätte Dylan gar nicht Musiker werden und bei einer Firma anheuern sollen, die zufällig auch Columbia heißt; vielleicht hätte er lieber zur Zeitung gehen sollen, beispielsweise zur „Washington Post“, die von fünfzehn Journalistenpreisen sechs abbekommen hat, darunter die Goldmedaille für hervorragenden „Dienst an der Öffentlichkeit“. Als hätte Dylan den nicht auch geleistet! EDO REENTS

